

dtv

»Während das Orchester spielte, lud das Leichenkommando nebenan die abgemagerten Leichen auf, die beim Aufprall aufklatschten und zum Verbrennen ins Krematorium gefahren wurden.« Im Lager Auschwitz-Birkenau, wo in den Jahren 1940–1944 Millionen von Menschen vergast und verbrannt worden sind, hat es tatsächlich ein Gefangenenorchester gegeben, das aus jungen Frauen aus Deutschland, Frankreich, Polen und anderen europäischen Ländern bestand. Einer eitelten Laune des Lagerkommandanten entsprungen, sollte es zur »Aufmunterung« der Häftlinge dienen wie zur Erbauung der Mörder. Beethoven, Schumann, Puccini, Mendelssohn für den Kommandanten, die SS-Aufseherinnen und den KZ-Arzt Dr. Mengele: etliche Mitglieder des Orchesters haben Auschwitz durch das Musizieren überlebt. Die jüdische Musikstudentin Fania Fénelon aus Paris war eine von ihnen. In diesem autobiographischen Roman beschreibt sie die Phasen der Erniedrigung bis hin zur Entmenschlichung und schildert den verzweifelten Kampf gegen die Todesangst und die Zerstörung ihrer Persönlichkeit.

Fania Fénelon wurde 1943 in Paris als Widerstandskämpferin von der Gestapo verhaftet und kam 1944 nach Auschwitz. 15 Monate später befreiten sie britische Soldaten im KZ Bergen-Belsen. In Paris wurde sie danach zur gefeierten Chansonsängerin. Sie starb 1983.

Fania Fénelon

Das Mädchenorchester
in Auschwitz

Aus dem Französischen von
Sigi Loritz

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



22. Auflage 2016
1981 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 1976 Editions Stock
Titel der französischen Originalausgabe:
›Sursis pour l'Orchestre‹
© 2013 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Deutsche Erstveröffentlichung: Frankfurt am Main 1980
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto aus dem Besitz der Autorin (DIZ, München)
Gesetzt aus der Aldus 10/11,5
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13291-6

*Dieses Buch widme ich den Überlebenden
des Vernichtungslagers Birkenau.*

Fania Fénelon

»Stirb nicht!«

»Stirb nicht!«

Diese deutsche Stimme, ich weiß nicht, was sie zu mir sagt; sie schafft es nicht, mich aus dem schwarzen Abgrund zu ziehen, in dem ich versinke, mich verfangen, jede Sekunde noch tiefer. Seit Tagen habe ich nicht mehr die Kraft, meine Augen offen zu halten. Ist das mein Urin, der mich mal wärmt, mal schüttelt vor Kälte, oder ist es das Fieber? Der Typhus entleert mich an meinem Platz. Ich werde verenden.

Mein Kopf tut mir zum Zerspringen weh. Das Schreien, das Jammern, das Stöhnen der Mädchen zerreißt ihn in spitze Scherben, in Spiegelsplitterchen, die mich zerfleischen, die sich in meinen Schädel bohren.

Ich befehle meiner Hand, sie rauszuziehen. Meine Hände, das sind Skelettkrallen geworden, die mir nicht mehr gehorchen. Die Knochen msten schon die Haut durchbohren. Vielleicht sind sie abgefallen? Das darf nicht geschehen. Meine Hände muß ich mir erhalten, um Klavier spielen zu können. Klavierspielen ... diese Knöchelchen am Ende meines Arms können höchstens noch den Totentanz klappern, ich lache ...

Nein, ich bin nicht verrückt, aber diese Idee – lächerlich.

Ich habe Durst, entsetzlichen Durst. Die SS hat das Wasser abgestellt. Es gibt Tage, an denen wir nichts zu essen hatten. Ich habe schon lange keinen Hunger mehr.

Ich werde leicht, schwebe auf einer Wolke, versinke im haltlosen Sand ... nein, ich fliege in Watte. Seltsam ...

Ich bin schmutzig ... zum Glück kam ich auf einen Trick: ich wasche mich mit meinem Urin, so fühle ich mich frischer. Ich darf nicht aufgeben, ich muß mich sauber halten. Urin ist

nicht schmutzig. Wenn ich Durst habe, kann ich ihn trinken – und ich habe davon getrunken.

Ich weiß nicht, wie spät es ist. Welcher Tag? Das, das weiß ich. Die Mädchen zählen die Tage: der 15. April. Was soll's. Das ist ein Tag wie jeder andere. Aber wo bin ich denn genau? Bin ich nicht mehr in Birkenau? Dort waren wir siebenundvierzig, wir waren »die Damen vom Orchester« ... hier in Bergen-Belsen, in dieser Baracke ohne Fenster, sind wir tausend ... von Anfang an Leichen. Gott, wie das stinkt! ... Jetzt hab ich's, es fällt mir wieder ein, wir kamen am 3. November 1944 hier an.

Was für ein Höllenzug in meinem Kopf ... Ist es Tag, ist es Nacht?

Ich geb's auf, es ist zu mühsam ... man geht unter dabei.

Über mir, auf meinem Gesicht, ein Hauch ... ein undefinierbarer Geruch, ein köstlicher Duft.

Eine Stimme durchdringt die Wattenberge, übertönt das Gedröhne in meinen Ohren: »*Meine kleine Sängerin* ...«

»Kleine Sängerin« ... alle SS-Leute nennen mich so.

»*Stirb nicht!*«

Das ist ein Befehl. Was soll's, ich muß keine Befehle mehr entgegennehmen, mein Gehirn übersetzt ihn zwar, befiehlt mir aber nicht mehr.

Ich versuche, die Augen aufzumachen, und sehe Irma Grese, diese SS-Aufseherin, die wir ihrer äußeren Erscheinung wegen »Engel« nennen. Ihre göttlichen blonden Zöpfe, wie ein Heiligenschein, ihre blauen Augen, ihr himmlischer Teint verschwimmen im Nebel. Sie schüttelt mich: »*Stirb nicht! Deine englischen Freunde sind da!*«

Gibt's das? Diese Walküre hat ja einen Funken vergnügtes Leuchten im Blick, fast so, als finde sie das spaßig!

Mir fallen die Augen wieder zu, sie macht mich müde.

»Was hat sie dir gesagt?« wollen die große Irène und Anny wissen.

Ich wiederhole den Satz auf deutsch.

Sie werden ungeduldig. »Sag's uns in französisch, übersetze!«

»Ich hab's vergessen.«

»Aber eben hast du's uns doch auf deutsch gesagt.«

Sie quetschen mich aus, ich weiß es nicht mehr, bin still ...

»Sag doch was!«

Ihre Stimmen flehen mich an: »Stirb nicht!«

Das ist der Auslöser, und ich wiederhole ihnen: »Stirb nicht! Deine Freunde, die Engländer sind da ...«

Sie sind enttäuscht: »Nur das, nichts weiter?« murmelt die kleine Irène. Florette mischt sich ein: »Blödsinn! Diesen Streich haben die uns schon oft gespielt mit den Russen, den Engländern und den Amis. In Auschwitz servierten sie uns den Salat siebzehnmahl!«

Ich höre die ruhige Stimme der großen Irène: »Und wenn es wahr wäre?« Anny sagt verträumt: »Wenn man das glauben könnte, und es hörte auf, jetzt, so ...« Mir wird immer schummriger, von Florettes Gezeter bekomme ich nur noch Fetzen mit.

Gott, ist mir heiß! Meine Zunge ist ein Riesenstück Pappe! Durst ...! Mein Bewußtsein schwindet weiter. Von unendlich weit her, wie vom Grund eines Bombentrichters dringen vertraute Stimmen zu mir: »Hör doch, Irène, du siehst doch, es ist aus. Sie atmet nicht mehr. Mein Glasscherbchen beschlägt sich nicht ... und dieser Trick klappt immer, sogar in den Krankenhäusern machen sie's so.«

»Probier noch mal ... vielleicht ist sie doch noch nicht tot?«

Von wem sprechen sie? Wer ist tot?

Ach so, die Tote bin ich? – Ach, sie gehen mir auf die Nerven. Ich habe zwar einen gewaltigen Typhus, aber empfohlen habe ich mich noch nicht. Ich will das Ende unserer Geschichte erfahren. Ich werde darüber Zeugnis ablegen.

Rund um den Block Gebrüll und Pfiffe ... Eine Angstwelle macht sich breit in unserer Baracke, läßt sie vibrieren. Über dem Stiefelgetrappel, im schallenden Hintergrund zerreißen

die Maschinengewehre immer noch die Leere des Schießplatzes. Tag und Nacht bringt ihr tac-tac, tac-tac unser Gehirn zum Vibrieren ... Jungens sind diese Schützen, knapp fünfzehnjährige darunter!

»Sie werden uns doch nicht von diesen Bengeln abknallen lassen?«

»Glaubst du, die genieren sich«, feixt Florette.

»Das sind doch noch Kinder!«

Seit heute morgen munkelt man, die SS habe den Befehl erhalten, uns zu vernichten. Dieses Gepolter da draußen klingt nicht nach Befreiung des Lagers, wir glauben ihm, es wird »wahr« machen.

In allen Ecken der Baracke, auf den verschiedensten Kojen-Etagen bricht lautes Gelächter von Verrücktgewordenen los. Eine Wahnsinnsstimme schreit: »Uhrzeit? ... Uhrzeit? ... Ich will die UHRZEIT wissen!«

»Was mußt du dich um die Uhrzeit kümmern?«

Die Stimme wird zutraulicher: »Um drei Uhr werden sie uns erschießen.« Sie steigert sich, schwächt ab, um wieder hochzukommen, klingt wie das große Würgen, das steigt, krampft, entkrampft und wiederkommt: UHRZEIT?

Rührselig phantasiert jemand vom Frühling, Blumen, kleinen Vögeln. Das muß es doch noch irgendwo geben. Hier gibt es nicht mal einen Zweig für ihre Füßchen; na denn, ihr Blumen, ihr Vögelchen ... Mir scheint, wenn ich weniger erschöpft wäre, würde ich das spaßig finden.

Draußen ist alles unverändert ... und doch auch wieder nicht. Verschiedenartige Geräusche hallen wider. Man rennt, schreit sich Fragen zu; ich verstehe gar nichts mehr. Mein Kopf schwillt an, bläht sich auf, wird so groß wie die Baracke, er faßt den ganzen Lärm ... er ist sein Staudamm. Ich habe keinen Gedanken mehr, kein einziges Bild hinter meinen geschlossenen Augen. Ich versinke im Lärm, er verschluckt mich, verdaut mich, ich werde Lärm ... Ich bin ein Resonanzkasten ... und ... ich träume von Stille! ...

Nein, ich träume nicht, es ist still. Die Maschinengewehre schweigen. Es ist wie ein großer, ruhiger See. Ich lasse mich in seinem Wasser treiben ...

Ich muß eingeschlafen sein, wieder versunken, wie lange? Hinter mir das wohlbekannte Knarren der Tür, die aufgeht. Ein Mann spricht von weit, von endlos weit ... was sagt er? Niemand antwortet ihm. Das ist nicht normal. Was ist los? Fremdartige Worte dringen in mein Ohr, das ist eine Sprache, die ich kenne, das ist ENGLISCH!

Von allen Seiten beginnt's zu schreien, ich höre Frauen aus ihren Kojen purzeln, rennen ... Das ist doch nicht möglich, ich phantasie.

Die Mädchen, diese Mädchen, die ich sooo mag, werfen sich auf mich, schütteln mich: »Fania, wach auf!«

»Hörst du, die ENGLÄNDER sind da! Du mußt mit ihnen sprechen.«

Ein Arm schiebt sich unter meine Schultern, hebt mich hoch. »Sprich ...«

Liebig gern, aber wie könnte ich mit diesem Lederlappen, den ich im Mund spüre?

Ich reiße die Augen auf, Geister im Nebel ... und auf einmal, da, ich sehe ihn: er hat ein komisches, flaches Mützchen auf dem Kopf, er kniet, schlägt sich verbeugend mit der Hand an die Brust und murmelt wiederholt: »Mein Gott, mein Gott!«

Man könnte glauben, ein Jude an der Klagemauer.

Er hat blaue Augen, und das ist nicht das deutsche Blau! Er nimmt seine Mütze ab, ist rothaarig, allerliebste! Sein Gesicht ist voller Sommersprossen, seine kleine komische Nase auch. Er sieht süß aus mit den Leberfleckchen auf den Händen. Dicke Tränen kullern ihm über die Wangen. Kindertränen. Es ist schrecklich und komisch zugleich: »Können Sie mich hören?«

Ich murmle: »Ja ...«

Freudenschreie, die Mädchen trampeln: »Da, sie hat ihn gehört, sie antwortet ihm!«

Um mich herum herrscht wahrer Freudentaumel. Sie tanzen. Tanzend werfen sie die Beine so hoch sie nur können. Manche schmeißen sich auf den Boden, küssen die Erde, kugeln sich im Schmutz, weinen, lachen ... Andere kotzen. Es ist beispiellos, Himmel und Hölle in einem!

Die Fragen sprudeln nur so: »Woher kommen sie? Wie kamen sie bis hierher, zu diesem Unglückslager? Wußten sie was von uns? Frag ihn ...«

Er antwortet mir: »Nein. Ganz durch Zufall haben wir euch gefunden. Wir wußten nicht, daß hier ein KZ ist. Von Hannover aus verfolgten wir die Deutschen durch diese Wälder und sahen plötzlich vor uns SS-Leute mit einer weißen Fahne.«

Eine Frau mischt sich ein: »Habt ihr sie massakriert?«

»MAS... SA... KRIERT?« wiederholt der Tommy kopfschüttelnd.

Ich übersetze es ihm.

»Ich weiß nicht ... ich bin nur ein einfacher Soldat.«

Die Mädchen um uns herum brüllen: »Quälen, foltern, mit Stumpf und Stiel in den Boden stampfen muß man sie alle!«

ALLE.

Dieser Haßausbruch, den ich tief mitempfinde, reißt mich aus dem Fiebertraum. Ich möchte auch schreien können, stütze mich auf und falle wieder zurück, ich bin zu schwach. Jetzt, zum ersten Mal, spüre ich mich sterben. Um mich herum wird alles wieder verworren. Und doch lächle ich – ich meine wenigstens – ich lächle. Ich wäre ja befreit worden! Dann lasse ich mich fallen.

Irène merkt es, sie schreit: »Nein, nein, nicht sie, das ist zu ungerecht!«

Dieses »ungerecht« kommt mir wunderbar und komisch vor.

Irgendeine brüllt: »Sing, Fania, sing!«

Dieser Befehl elektrisiert mich, ich klammere mich an den Hauch Leben, der mir noch geblieben ist, mache den Mund auf, ich muß singen ...

Der Soldat meint, ich sterbe, reißt mich aus meinem Sumpf, hebt mich auf seine Arme, es ekelt ihn nicht! Wie wohl fühle ich mich da! Ich muß leicht sein, federleicht (ich wog achtundzwanzig Kilo). An diese Männerbrust gedrückt, auf sie gestützt, meine Kraft aus der seinen schöpfend, stimme ich die ›Marseillaise‹ an. Meine Stimme ist nicht tot, ich kann singen, ich lebe! ...

Der junge Kerl ist verdutzt. Mich auf dem Arm tragend stürzt er hinaus, rennt auf einen Offizier zu und schreit wie verrückt: »Sie singt! Sie singt!«

Die frische Luft schlägt mir wie eine Ohrfeige ins Gesicht, nimmt mir den Atem und gibt ihn mir wieder. Hinter uns her kommen die Mädchen gelaufen.

Klinisch habe ich wahrscheinlich immer noch Typhus, und doch, in der Minute, in der ich die Kraft zum Singen finde, fühle ich mich geheilt. Ich bin wieder klar da, kann wieder sehen, was um mich herum geschieht.

Das geschieht: Die Soldaten nehmen die Lager-SS fest. Lassen sie in einer Reihe entlang der Mauer antreten. Dieser Augenblick, nach dem wir uns so sehnten – der bloße Gedanke daran füllte uns schon mit Freude –, jetzt ist er da, jetzt erleben wir ihn!

Aus allen Baracken kommen Häftlinge. Unsere Männer, von denen wir so lange getrennt waren, kommen auf uns zu. Man sucht diejenigen, die man kennt, einen Vater, einen Bruder, einen Onkel, einen Ehemann, man sucht ...

Ich bin in einem sauberen Gebäude, in dem der SS. Umringt von einem khakifarbenen Gewimmel. Mein Gott, wie gut sie riechen, wie wohltuend der Schweiß dieser Männer riecht!

Infanterie befreite uns, die Motorisierten kommen nach. Durchs Fenster sehe ich den ersten Jeep ins Lager fahren. Noch bevor er steht, springt ein Offizier ab, ein Holländer, schaut suchend gradeaus ... um sich herum ... läuft plötzlich wie ein Verrückter mit offenen Armen los und schreit:

»Margrett! Margrett!«, erreicht sie, eine schlotternde Frau, deren gestreifte Lumpen wie an eine Fahnenstange genagelte Fetzen flattern – seine Frau ... dreiviertel tot, ausgelaugt, verdreckt – er drückt sie, drückt es an sich, dieses Restchen Leben, das ihn anlächelt.

Mir hält man ein Mikrophon hin ...

Das ist das Wunder: So wie mich vorher das bloße Atmen erschöpfte, mein Herz seine Schläge sparte, mir mein Leben schon wie im Unendlichen erschien, so richte ich mich jetzt auf, ein Freudenschauer überläuft mich, und ich singe noch einmal die ›Marseillaise‹. Dieses Mal bricht sie mit solcher Kraft und Gewalt aus mir heraus, wie ich sie noch nie hatte und zweifellos auch nie wieder haben werde.

Fast lieb, wie ich sie kaum kannte, stammelt Florette: »Fania, du hast gesungen, in einer Art gesungen, die ... diese Marseillaise, das war ... und du hast gezittert dabei, gezittert von Kopf bis Fuß. Nie werd' ich das vergessen. Oh, du bringst mich zum Heulen ... ich muß dich küssen.«

Ergriffen steckt ein belgischer Offizier die Hand in die Tasche seines Kampfanzuges und gibt mir ... einen Lippenstift; was für ein sagenhaftes Geschenk! Ich kann mir kein schöneres vorstellen als diesen alten, fast aufgebrauchten Stift, der Gott weiß von wo und wem stammt, von seiner Frau, seiner Verlobten, einer Prostituierten ...

Der Mann mit dem Mikrophon läßt nicht locker: »Bitte, Fräulein! Das ist für die BBC ... Fräulein, die BBC ... das Leben fängt wieder an.«

Ich singe ›God save the King‹, und die Tränen schießen diesen Militärs aus den Augen, fließen über diese verschwitzten Gesichter, hinterlassen helle Spuren auf den vom Krieg verklebten Wangen.

Ich singe die ›Internationale‹, und die russischen Häftlinge fallen im Chor ein.

Ich singe ... und vor mir, um mich herum, aus allen Teilen des Lagers kommen, an Barackenwände gestützt, sterbende

Schatten, Skelette. Sie richten sich auf, wachsen, werden groß! Ein riesengroßes »Hurra« bricht aus ihrer Brust, steigt an, braust los, reißt alle mit. Sie sind wieder Menschen geworden, Männer und Frauen ...

Einige Monate später erfuhr ich, daß an diesem Tag, in dieser Stunde, in London meine Cousine vor ihrem Radioapparat ohnmächtig wurde, als sie mich singen hörte und dabei mit einem Schlag erfuhr, daß ich deportiert worden war und gerade befreit wurde.

›Madame Butterfly‹

»Madame Butterfly!«

Ruft da jemand Madame Butterfly? Hier in der Quarantänebaracke, am 23. Januar 1944, in Auschwitz? Das kann doch nicht sein! Ich schau mich um, endlos lange Kojenreihen, wie drei-etagige Holzkäfige, ekelhaft und dunkel. Auf jeder Etage liegen sechs Frauen oder mehr, ausgestreckt wie Sardinen, eng und gegeneinander aufgereiht, mal Kopf mal Füße, fast nackt, überall rasiert, vor Hunger und Kälte zitternd. Tausend Frauen sind in der Baracke, sagte man mir vorher. Trotz der zornigen »Ruhe!«-Schreie der Blockowa* muß man schreien, um sich verständlich zu machen. Da drin also ist Madame Butterfly! ...

Soeben bekam ich von der Blockowa eine Tracht Prügel, weil ich draußen, wo man nicht darf, einen Eimer voll Dreckwasser ausleerte. Aber wo darf man? Ich weine vor Wut, die Tränen ziehen Furchen durch mein schmutzverschmiertes Gesicht und vermischen sich mit Blut. Ich wische sie mit dem Handrücken ab und drücke mich in dieser absoluten Teilnahmslosigkeit hier noch näher an Clara, ihre Wärme hilft mir ein bißchen. Ich mache die Augen zu ... aber das ist doch unmöglich, schon wieder verlangt eine Polin in unverständlichem Kauderwelsch lautstark nach Madame Butterfly.

Ich frage meine Nachbarinnen: »Was will sie?«

»Sie sucht Musikerinnen.«

»Wozu?«

»Fürs Orchester.«

* Blockleiterin. Sie trug eine schwarze Armbinde mit weißer Aufschrift: BLOCKOWA.

Ein Orchester, hier? Ich muß falsch verstanden haben und frage noch einmal: »Was hast du gesagt?«

»Ein Orchester! O laß mich doch in Ruhe! Was hast du schon davon?«

Ich protestiere: »Aber ich kann ›Madame Butterfly‹ singen und spielen, ich habe sie mit Germaine Martinelli einstudiert.«

»Dann geh und sag's ihr!«

Ich beuge mich vor und fuchtle mit den Armen, sie muß mich sehen. Es ist zwar verboten, aber ich werde runterklettern. Clara hält mich zurück: »Die machen sich doch lustig über dich, das ist nur ein schlechter Scherz, sie werden dich wieder verprügeln.«

»Und wenn, ich gehe hin.«

Die Mädchen helfen mir. Mit dickem Kopf und schmerzenden Gliedern hinke ich hin zu diesem Koloß, der draußen vor der Tür steht. Ein Riese ist diese Polin!

Sie schaut mich mißtrauisch an, ich bin so klein, so schmutzig, mit Dreck und Blut verschmiert. In schlechtem Deutsch, das ich mehr rate als verstehe, fragt sie mich ungläubig: »Du, Madame Butterfly?«

»Ja, ja.«

Dieser Trampel scheint sich Sängerinnen anders vorzustellen; stellt sie sich's überhaupt vor?

Sie befiehlt mir was, das ich nicht verstehe. Das reizt sie, und ich bin schon auf die nächste Ohrfeige gefaßt, als mir ein Mädchen von drinnen, von einer Koje her, übersetzt: »Sie sagt, du sollst mit ihr gehen. Eine der Französinen vom Orchester hat dich erkannt, und die Kapo hat ihr befohlen, dich zu holen.«

Was in diesem Augenblick geschieht, ist doch undenkbar. Logischerweise kann das gar nicht das Ende dessen sein, was ich bisher durchstehen mußte und wovon sich ein ganzer Film abgerissener Bildfolgen vor mir abspult, während ich Schritt für Schritt diesem Koloß aus Fleisch und Knochen folge.

... Sammellager Drancy. In meinem Kalender stellten die eingesperrten Tage eine kleine Leiter dar, die am 20. Januar 1944 endete; das bedeutete neun Monate Haft.

Von jetzt an gehöre ich zu einem Deportierten-Transport nach Deutschland. Sechs Uhr morgens. Von der dritten Etage aus beginnt unsere Gruppe den Abstieg auf der Abfahrts-treppe. Auf jedem Treppenabsatz stecken uns Hände Geschenke zu, eine Tafel Schokolade, ein Glas Marmelade, ein Paar Wollhandschuhe.

Gedränge auf dem letzten Absatz; jemand schreit spöttisch: »Nicht drängeln, hab's doch nicht so eilig ... man vergißt euch schon nicht!«

Diese Stimme ... das ist doch Léon. Was tut der denn hier? ... Mit festem Griff packt eine Hand meinen Ellbogen, während die gleiche Stimme mein Ohr liebkost: »Ich hätte dich doch nicht allein gehen lassen können.«

Das ist wohl Léon in seiner gewandten Pariser Art. Ein hübscher Kerl, dessen Beruf mir nie ganz klar war; ein schwarzhaariger, schmalhüftiger, schneidiger junger Mann.

»Versteh doch, ich sagte mir: ›Dieses kleine Mädchen da braucht einen Mann neben sich, der ihm die Koffer schleppt, sich um sie kümmert und sie an traurigen Abenden zum Träumen bringt ...‹ So, und weil ich ernsthaft auf dich gesetzt habe und nicht will, daß mir ein anderer Mann meinen Platz stiehlt, deshalb habe ich so hoch gespielt.«

»Aber du warst doch ausgerissen. Haben sie dich wieder geschnappt? Du bist doch wohl nicht von selbst zurückgekommen?«

Er lacht verschmitzt, wie ein kleiner Schlingel, dem ein Streich gelungen ist.

»So ungefähr. Das Schwerste war, mich zur gleichen Abfahrt wie der deinen festnehmen zu lassen; schwierig, bis sie das gefressen hatten, denn solche Reisen sind nicht gerade gefragt. Aber du siehst, es ist geschafft! ...«

Worte, die mich lächeln lassen, weich machen und reizen.

Die Männer in meinem Leben möchte ich mir schon selber aussuchen dürfen. Und doch, was für ein Liebesbeweis!

Armer Léon, wir wurden sofort wieder getrennt; einer der Polizisten schob ihn zu einem der vorderen Lastwagen.

Um mich herum sind nur Unbekannte. Meine Nachbarin: eine junge Frau, dreißig vielleicht, sehr schön, mit ihren zwei kleinen Töchterchen, deren Händchen in hübschen Handschuhen stecken. Neben mir ein junges Mädchen von ungefähr zwanzig mit einem reizenden Gesicht auf einem großen, unförmigen Körper. Zwischen uns beiden funkt sofort Sympathie; sie heißt Clara.

Es ist kalt, eiskalt. Dieses frühe Paris um sechs Uhr morgens sieht unheimlich aus. Eiszapfen hängen reihenweise an Dachrinnen und an vor Kälte geplatzten Rohren. Blinkende Blaulichter der Luftschutzstreifen machen die Nacht noch kälter.

Unser überdeckter Lastwagen ist hinten offen; im Morgenrauen drehen die wenigen, frierenden Vorbeikommenden kaum den Kopf nach unserem Zug aus leichenblassen, teilnahmslosen Gesichtern. Dabei müßte unser Konvoi doch auffallen mit den vielen Frauen, von denen manche Pelzmäntel tragen, den Männern aller Altersstufen, den Greisen, den Kindern ...

Am Rangierbahnhof: ein uralter Zug, Güterwagen, die den Krieg 14/18 schon mitmachten; eine keuchende Lokomotive, die die Auszeichnung des großen weißen V*, das makellose »Victoria«, nicht verdiente.

Altersschwach schafft sie kaum unser Gepäck. Jeder nimmt mit, was er zusammenraffen konnte: Kleider, Lebensmittel, Alkohol, Zigaretten, Schmuck, Geld.

Aus allen Himmelsrichtungen zusammengewürfelt sind wir zu Hundert in einen Viehwagen gepfercht: Greise, Kinder, Frauen, Männer, Juden, Nichtjuden, alles durcheinander.

* Als die Deutschen Stalingrad erreichten, schmückte das von Churchill eingeführte V alle öffentlichen Gebäude, Avenuen, Kreuzungen, Transporte.

Es ist sehr dunkel da drin. Frisches Stroh auf dem Boden. Die Geschicktesten und die Stärksten tun sich zusammen und besetzen die Ecken. Ein jeder baut sich sein Nest, nistet seinen Hintern ins Stroh wie die Hühner. Man könnte meinen, sie wollten eine Ewigkeit da verbringen!

Die zauberhafte Mama ermahnt ihre Töchterchen leise zu Höflichkeit und gutem Benehmen: »Seid nicht so laut, ihr seid doch nicht allein hier.« Aber schon geht's los, Schreierei und Händel: »Ich hatte den Platz aber vor Ihnen.« Lächerlich! Man erzählt sich Geschichten, Witze, lamentiert, winselt und weiß alles aus sicherer Quelle: »Wir kommen in ein Arbeitslager in Bayern, mit so kleinen, gemütlichen deutschen Häuschen, sauber und adrett mit einem kleinen Garten für Familien mit Kindern.«

»Er faselt!«

»Du spinnst, das Lager, das ist das Schlimmste, was es überhaupt gibt, das weiß ich.«

Ich ... ich, ich ... ich ... Ich ...

Der Gestank der Klo-Tonne wird schnell unerträglich. Bei jedem Ruck hört man das beunruhigende Klatschen und Schwappen. Rings um den Kübel ist das Stroh schon völlig verdreht.

Ein Kind, das mitten im Waggon auf dem Boden sitzt, wiederholt unentwegt mit seinem durchdringenden Stimmchen: »Das fährt ... das fährt ... das fährt ...«

Jemand schreit: »Der soll still sein, der Dreckskerl!«

»Man merkt, daß Sie keine Kinder haben!« brüllt seine Mutter.

»Ich, da liegen Sie aber schief, ich hab' sechs.«

»Und wo sind sie?«

»Das sag' ich nicht.«

»Haben Sie Angst, ich denunziere sie?«

Diese Gemeinheit bringt niemand zum Lachen. Ganz im Gegenteil, die zwei Frauen gehen aufeinander los. Es ist so zermürend.